

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 11.

— Erscheint allmonatlich. —

1919.



Spruch.

Was den Menschen in gewöhnlicher Lage gesund erhält, ist doch nur, daß ihm eine strenge und unablässige Kontrolle seines Lebens in jedem Augenblick fühlbar wird. Seine Freunde, das Gesetz, die Interessen anderer umgeben ihn von allen Seiten; sie fordern gebieterisch, daß er Denken und Wollen der Ordnung füge, durch welche andere ihr Gedeihen sichern. Gustav Freitag.

In der Abendstunde.

Von Jens Lorenzen.

„Und wenn Martha nun kommt, brauchst dich nicht gleich mit ihr zu erzürnen“, sagte der Alte ärgerlich und schielte zu Frau Marie hinüber. „Ich bin mein Leben lang gut mit ihr ausgekommen.“

Die junge Frau fuhr unruhig auf. „Und ich sag', — einer kann nur in der Wirtschaft zu sagen haben, — die oder ich.“

„Kannst ihr ja 'n bißchen zu Willen sein —“

„Und ich laß mir nicht drein reden, sag ich.“ Es sollte hart klingen und trug doch ein weiches Nachgeben im Ton, eine Müdigkeit. Der Alte trommelte erregt mit den Knöcheln auf den Tisch. „Will nichts hören, — ich will keinen Lärm haben, — und Martha hat die Hypothek, und wir sitzen ohnehin genug drin —“

„Ist ja deine Schuld, wenn du die Gäste nicht halten kannst“, sagt sie leise.

Der alte Wirt lief erregt auf und ab, schüttelte die Fäuste, als wollte er jemanden zu Leibe, und begann halblaut mit sich selbst zu sprechen: „Und ich sag', das Geschäft geht zurück, da bleibt kein Gast mehr über Mitternacht, — was nützt mir 'ne junge Frau, wenn sie nicht schamuzieren kann, und es ist grad schwer genug mit den Zinsen, und wenn Martha nun kündigt —“ Er blieb plötzlich vor Marie stehen, wollte etwas Hartes sagen, besann sich und holte tief Atem. „Du sollst dich mit ihr vertragen, du“, sagte er dann leiser, als bäte er sie darum, und die junge Frau hatte plötzlich wieder Mitleid mit ihm und seiner Not.

„Wie lange will sie denn bleiben?“ Sie wick seinem Blick aus und sah ängstlich auf seinen Mund.

„Bier Wochen, Marie, — für die Zinsen.“ Die Biß die Zähne zusammen und wandte sich ab. Ihre Augen glänzten, als ob sie heimlich weinte.

Der Alte schlürfte verdrossen nach oben. Es war still in der Stube, nur das Licht knisterte leise, der Wind strich winselnd um die Fenster und schlug die strähnigen Weiden gegen die Scheiben.

Draußen klaffte der Hofhund. Die junge Frau fuhr mit dem Handrücken rasch über die Stirn, strich die Haare zur Seite und zog die Brauen zusammen, als müßte sie etwas verbergen in ihrem Blick. Die Tür ging, ein junger Bursche trat ein, warf den Kufack ab und blickte suchend über die Tische. Sein Blick fiel auf die junge Wirtin, er reckte sich jäh und ging ihr zwei große Schritte entgegen, als wollte er sie überfroh begrüßen.

„Du, Marie, — Tag, Marie.“

Seine Stimme war laut, voll verhaltenem Jubel. „Gerad die erste, die ich wiedertriff“, bist du, Marie.“

Die stand totenbleich, wollte ihm die Hände entgegenstrecken und ließ sie doch schlaff herabsinken.

„Bist du wieder gekommen, Hans Peters?“ Sie senkte den Kopf, ihre Augen irrten über den Boden. „Nun weiß ich, warum ich solche Angst hatte in den letzten Tagen.“

„Aber nun freu' dich doch, Marie.“

Er sah plötzlich auf ihre Hände und ging langsam erstaunt an den Tisch zurück. „Wie kommst du hierher, Marie?“

Sie wick zurück, als fürchtete sie ihn. „Ich geh' ja hierher, ich bin die Wirtin hier, Hans Peters, seit einem Jahr.“

Sie schwiegen beide eine tiefe Weile und mühten sich gegen etwas Unbegreifliches. Dann schluchzte die junge Frau auf. „Es ging nicht anders, Hans Peters, ich hab' zwei Jahre gewartet. Und nun bin ich hier.“

Sie wunderte sich, daß es noch nicht länger war. In ihren Gedanken schien es eine unendliche Zeit, eine unsägliche Gewohnheit, die über sie gekommen war. Sie fühlte eine Müdigkeit nach dem Schreck, der sie zuerst erregt hatte, als müßte sie sich wehren gegen Hans Peters Heimkehr.

„Wie war das möglich, Marie?“ Der junge Bursche saß ihr gegenüber, seine Augen blickten unruhig und seine Hände lagen geballt auf dem Tisch, als wartete er auf einen Kampf. Die junge Frau erschraf, freute sich über den andern und fühlte doch, wie eine Scheu in ihr aufstieg, eine Angst vor seinem Draußen und Treiben.

„Ich bin anders geworden, Hans“, sagte sie, als wollte sie ihm zuvorkommen, „es geht so ruhig hier, so still tagaus, tagein, und ich bin zufrieden damit. Ich hab' meine Ruhe und recht-schaffene Arbeit. Und ich hab' ein Heim, mehr will ich nicht.“

Hans Peters lachte bitter auf, so scharf, daß das Weib zusammenfuhr. Da begann sie noch einmal, leiser, fast mütterlich zärtlich. „Bring keinen Unfrieden, Hans Peters. Warum bleibst du nicht, warum gehst du damals davon?“

„Dann wär's vielleicht anders gekommen“, fügte sie halblaut hinzu.

Der junge Bursche warf den Kopf in den Nacken und biß die Zähne zusammen. „Ich schrieb dir doch, drei Jahre.“

Die junge Frau wiegte den Kopf. „Bist du denn heute anders als damals, du bist noch wilder und rastloser, und ich will glücklich sein und zufrieden und leise.“

Da stöhnte der andere auf. „Wie bist du anders geworden, du, wie bist du anders geworden!“ Er sprang plötzlich auf, stellte sich dicht vor sie und packte ihren Arm, daß sie aufstöhnte. „Das ist nicht wahr, du, du verstellst dich, du bist ja doch die andere, die alte, ich hab' drei Jahre gewartet, und ich will . . .“

„Was soll das, Hans, was wäre zu ändern?“

„Zu ändern? Du warst so stark damals und so mutig, komm mit mir, du — was soll dies alles?“ Es lag etwas Sieghaftes in seiner Stimme, er stand an ihrer Seite und sie fühlte, wie seine Augen, wie all sein Willen nach ihr verlangten. Nie hatte sie ihn so trotzig gesehen.

„Wohin, Hans Peters?“ In welchen Kampf, wir sind ja zu arm fürs tägliche Brot.“

Er trat einen Schritt zurück und schüttelte den Kopf, als wollte er sie nicht verstehen. Dann ging er langsam an seinen Tisch. „Wie bist du seltsam, du.“ Er suchte nach einem Wort, wollte aufbrausen und bezwang sich doch. Hilflos starrte er sie an. Und das Weib liebte ihn rasch und unzufrieden, fürchtete, daß sie ihn anstecken könnte mit ihren stillen Worten wie mit einer Krankheit, und suchte nach seiner Verteidigung. Aber seine Augen blickten so trostlos zu ihr hinüber, daß sie kein Wort über die Lippen brachte.

Sie stand langsam auf und ging zu ihm. Wenn er doch weniger spräche, dachte sie, und ein einziges Mal ihren Mund küßte, einen Herzschlag lang, so wie damals, wie lange hatte sie sich gesehnt danach, seither, warum tat er es nicht?

„Wolltest du hier bleiben über Nacht?“ Die junge Frau tastete über sein gelbes Haar, das so wirr in die Stirn hing, und er neigte den Kopf unter ihrer Hand und ließ ihn langsam auf den Tisch sinken, als dürfe sie seine Augen nicht sehen.

Als er plötzlich aufsprang: „Ist das das letzte, Marie?“ Er ergriff ihre Hände, daß sie sich aufwimmernd zu entwinden suchte.

„Ist das das letzte, Marie?“ Da packte sie noch einmal die Angst vor seiner trotzigem Unruhe, und sie fühlte, daß sie ihm ungleich, daß sie müde geworden war in den letzten Jahren. Wie ein Schreck vor seiner wilden Art durchströmte es sie.

„Ja, Hans Peters, das Letzte.“ Da gab der Bursche sie frei, warf den Rucksack um und ging schwer zur Tür.

Der alte Wirt kam verdrießlich die Treppe herab. „Ich meint', da wär'n Gäst' gekommen?“ Sie nickte schweigend und hilflos. „Mußt'n bißchen mehr scharmuspieren, Marie, wozu hab' ich denn 'ne junge Frau?“

Die sah plötzlich verloren zur Tür, als hätte sie jemand rufen mögen, schloß die Tür auf und neigte doch den Kopf über ihre Arbeit, als ergäbe sie sich in ein Geschick.

Der Wald im Volksleben und Volksglauben der Vorzeit und Gegenwart.

Von Rudolf Ries.

II. Die Siedelungen im Waldgebiet.

Aber die ältesten Siedelungen in unserer Heimat sind wir nur recht mangelhaft unterrichtet. Aber lange bevor der Germane den Fuß in das Land setzte, das nach ihm seinen Namen erhielt, hatten hier schon Siedelungen bestanden. Wer die Bewohner unseres Landes in der ältesten Vorzeit waren, wissen wir nicht; daß aber vor den Germanen schon keltische Volksstämme hier lebten, geht nicht nur aus den Funden aus prähistorischer Zeit, sondern auch aus einer Reihe von Ortsnamen unserer Heimat hervor, die unzweifelhaft keltischen Ursprungs sind.

Als dann der Germane bei seinem Vordringen nach Westen unser Land in Besitz nahm, da mußte er sich entschließen, wenn anders er nicht schon früher an Sesshaftigkeit gewöhnt war, nun sesshaft zu werden und die Scholle, die er als Eigentum ansprach, auch zu bebauen. Wie hätte er anders seine Nahrung hier finden wollen! Denn mag man sich die Waldgebiete im alten Germanien auch noch so wildreich vorstellen, einem starken und beträchtlichen Volke, wie es die Gesamtheit der deutschen Volksstämme ausmachte, konnte die Jagd allein keinen ausreichenden Unterhalt bieten, und für das Leben eines nomadifizierenden Hirtenvolkes fehlte es im Lande selbst an den nötigen Vorbedingungen. Der Ackerbau mußte hinzukommen, und wenn er auch anfangs vielleicht gegen die Viehzucht zurücktrat, je mehr das Volk anwuchs, um so mehr mußte er zur Hauptnahrungsquelle werden. Vieles spricht dafür, daß das germanische Volk ursprünglich überhaupt nicht als Jäger- und Hirtenvolk gewesen ist, als welches man es lange Zeit angesehen hat. Bei seinem Eintritt in die Geschichte ist dem Germanen der Ackerbau nicht nur wohlbekannt, sondern er gehört zu seinen Lebensbedingungen. Die ersten Germanenscharen, die Rom in Schrecken versetzten, die Cimbern und Teutonen, fordern von den Römern Ackerland und Saatfrucht. Nicht um Kriegsbeute zu machen, sind sie ausgezogen, sie suchen ackerbaufähiges Land zu gewinnen. Fünfzig Jahre später finden wir dieselbe Erscheinung; verschiedene deutsche Volksstämme, die in Gallien eingebracht sind, verhandeln mit dem römischen Statthalter über Gallien, dem großen Cäsar, um Ackerland. Der Ackerbau muß also bei diesen Volksstämmen schon eine recht bedeutende Rolle gespielt haben. Aber noch andere beglaubigte Nachrichten sprechen dafür. Cäsar berichtet von dem großen Volksstamm der Sueben, daß ihre wehrfähige Mannschaft sich im Kriegsdienst und Ackerbau abtheilte; und ferner ist aus den Berichten römischer Schriftsteller zu ersehen, daß die Römer bei ihrem Vordringen in Germanien Feldfrüchte kennen lernen, die ihnen bisher unbekannt waren. Die Germanen waren damals also ein ackerbau-treibendes Volk, das auf eine eigenartige Feldkultur, die von der südlich und westlich wohnenden Völker merklich abwich, zurückblickte.

Zum Ackerbau gehört aber notwendig feste Siedelung und Ansässigkeit. Fanden die Germanen nun bei ihrem Vordringen in unsere Gegend kulturfähiges Land vor, oder mußten sie es erst schaffen? Sicherlich war es in beschränktem Maße vorhanden. Die Ergebnisse der Geologie und anderer Wissenschaften, z. B. der Pflanzengeographie, haben gelehrt, daß größere Strecken unseres Vaterlandes schon seit unendlich langer Zeit waldblos und anbaufähig gewesen sind, und Funde aus vorgeschichtlicher Zeit bezeugen, daß auf unserem Boden schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung Feldbau getrieben worden ist. Daß den anbaufähigen Strecken weit größere Waldflächen gegenüberstanden, geht nicht nur aus den Berichten der römischen Schriftsteller hervor, sondern ist auch aus anderen Umständen, besonders aus den späteren Orts- und Flurnamen zu erkennen. Zu Anfang aber mag wohl der Deutsche auf Rodungen größerer Strecken verzichtet und sich mit den von Natur aus dazu geeigneten Landstrecken begnügt haben.

Wo in Nassau die ältesten germanischen Siedelungen zu suchen sind, wird sich wohl kaum feststellen lassen. Die fruchtbare Main-

ebene ist wohl auch in vorgeschichtlicher Zeit waldblos und anbaufähig gewesen. Ebenso werden an anderen Flussniederungen unserer Heimat größere Strecken waldblosen Landes vorhanden gewesen sein, die für den Feldbau wohl geeignet waren. Aber selbst auf unwirtlichen Berghöhen, sowohl auf dem Taunus wie auf dem Westerwalde, finden sich Aelterrassen und Hochäder, die auf eine frühzeitige Ackerkultur schließen lassen.

Bei ihrem Vordringen haben dann die Germanen die schon in Ackerkultur stehenden Gebiete und wohl auch die schon vorhandenen Siedelungen übernommen. Daß sie hier und da die an diese Kulturflächen angrenzenden Wälder urbar machten, ist nicht unwahrscheinlich, doch dürfen umfangreiche Rodungen in der ersten Zeit wohl kaum angenommen werden. Das Land blieb vorläufig ein Waldland. Wenn später um das Jahr 1000, als schon die Rodungen einen größeren Umfang erreicht hatten, das Gebiet des nassauischen Landes immer noch zu fünf Sechstel mit Wald bedeckt war, so können zu Anfang hier die Kulturstrecken nicht besonders umfangreich gewesen sein; und in anderen Gegenden mag das Verhältnis zwischen Wald und Kulturland kaum anders gewesen sein. Es mußte sich also bei dem Anwachsen des jungen und tatkräftigen Germanenvolkes, das immer volkreicher wurde, gar bald ein Mangel an Kulturland geltend machen. Die großen Waldflächen, zum Teil urbar gemacht, hätten diesem Mangel abgeholfen. Ehe man sich aber zu umfangreichen Rodungen entschloß, die immerhin recht mühevoll und zeitaubend waren, versuchte man auf andere Art, nutzbares Ackerland zu gewinnen; größere Gemeinschaften, Sippen und Stammesgenossen, ja ganze Volksstämme wanderten aus und suchten in minderbevölkerten Gegenden eine neue Heimat. Hieraus erklären sich die vielfachen germanischen Wanderzüge der Vorzeit, das allmähliche Vordringen der Germanen nach Westen, das Zurückweichen der Kelten bezw. der Gallier und der schließliche Konflikt der Germanen mit den Römern. Erst als die Römer dem weiteren Vordringen der Germanen eine Grenze setzten, waren diese genötigt, sich auf dem behaupteten Gebiet einzuschränken. Aus dem sich dann jahrhundertlang hinziehenden Kampf zwischen den Römern und Germanen gehen diese zwar als Sieger hervor, aber ihr Siedlungsgebiet vermögen sie nur unwesentlich zu erweitern; die Welt war eben schon aufgeteilt, und es galt deshalb, sich im eigenen Hause wohnlich einzurichten. Unverdrossen machte sich der Deutsche an die Arbeit, sein Land urbar zu machen. In den folgenden Jahrhunderten finden wir ihn beschäftigt, dem Walde neues Kulturland abzugewinnen.

Im stillen Urwald erklingt der Lattschlag der scharfen Äste; Blochhütten werden ausgerichtet, breite Waldschneisen fressen sich in das Dunkel der Wälder hinein und umsäumen das zu Neuland bestimmte Gebiet; Flammen lodern empor, und sengende Feuer zehren an dem Walde; krachend und prasselnd stürzen die Waldriesen, und dicke Rauchwolken verschleiern den Himmel. Aber noch ist die Arbeit nicht getan! Baumstümpfe ragen aus der Erde und Felsblöcke und Steingeröll versperrten den Boden. Ein mühevoller Graben, Sägen, Hämmern, Schieben, Rollen und Stoßen beseitigt die größten Hindernisse, und emsige, flinke Hände sammeln das zerstreute Gestein und häufen es zu Rainen und Kotteln zusammen. Der Pflug zieht lange Furchen in das neue Rodland, und im weiten Bogenwurf fliegt der Same in den mit der Asche des Urwaldes gedüngten Boden. — Eine neue Siedelung ist entstanden! — Und wie hier, so an tausend andern Orten wachsen die Siedelungen im Waldgebiet hervor, und wenn auch Stammesfehden und Kriege die mühevollen Arbeit unterbrechen, zum Stillstand kommt sie nicht. Tiefer und tiefer frisst sich die Art in den Urwald hinein. Wahl- und planlos werden Siedlungsflächen ausgedehnt; niemand wehrt das Vordringen, denn der Wald ist herrenloses Gut. Erst als die Franken die Herrschaft über ihre Volksgenossen errungen haben, kommt Methode in die Besiedelung. Nach fränkischer Rechtsanschauung ist der herrenlose Wald Königsgut, und der König verschenkt die Gebiete an Kirchen und Klöster, an Fürsten und andere abelige Herren, an seine Diener und Getreuen, die dann den Neurodungen ihren Namen beilegen. —

Jahrhundertlang dauerten die Siedlungsarbeiten im Waldgebiet fort. Nicht ohne Widerstand gab der Wald das Kulturland her; nicht selten verschlang er wieder das, was Menschenhand ihm mit Mühe abgerungen hatte. Rühriger Fleiß und zähe Ausdauer waren nötig, das neue Rodland vor dem Überwuchern des Waldgestrüpps zu schützen. Karl der Große fand es angebracht, zu verordnen, daß an geeigneten Stellen die Wälder ausgerodet würden und daß man darauf sehen solle, daß die Felser nicht wieder überwachsen. Aber trotzdem gingen wieder viele Rodungen und Siedelungen ein; sie waren nicht lebensfähig und mußten aufgegeben werden. Ein großer Teil der Wüstungen im nassauischen Lande ist auf diese Weise entstanden.*

* An anderer Stelle soll eine Übersicht über die verschwundenen Dörfer des nassauischen Landes gegeben werden.
Der Verf.

Erst im 13. Jahrhundert, als der Wald schon sehr bedenklich gelichtet war, gelangten die ungeheuren Rodungsarbeiten zum Abschluß, und wenn später noch vereinzelt Verschiebungen der Grenzen des Kulturlandes vorkamen, so ist sein Bestand seit dieser Zeit im allgemeinen doch derselbe geblieben.

Auch in Nassau, das heute noch zu den waldbreichsten Gegenden Deutschlands gehört, haben in jener Zeit umfangreiche Rodungen stattgefunden. Nicht bei allen Siedelungen, die hier im Waldgebiet angelegt wurden, läßt es sich feststellen, daß sie auf gerodetem Waldland entstanden sind. Aber bei einer großen Zahl von

Ortsnamen

tritt dies deutlich hervor. Nicht nur die mit einer der vielen altdeutschen Bezeichnungen für Wald zusammengesetzten, sondern auch die sich auf das Roden beziehenden oder mit einzelnen Baumnamen und Namen von Waldtieren in Verbindung stehenden Ortsnamen gehören hierhin. Eine Übersicht über diese Ortsnamen des nassauischen Landes, die allerdings nur einen Teil der Siedelungen im Waldgebiet erkennen läßt, wird am besten veranschaulichen, wie groß der Waldbreichtum Nassaus in früherer Zeit gewesen ist.

A. Ortsnamen, von Wald abgeleitet.

Als Bezeichnung für Wald kommen in Nassau besonders die Wörter *Strut*, *Hart*, *Hede*, *Loh*, *Holz*, *Hagen* oder *Hag*, *Hain*, *Wald*, *Forst* und *Busch* vor, die alle in Ortsnamen Anwendung gefunden haben; dagegen finden sich die in nassauischen Flurnamen öfters wiederkehrenden Bezeichnungen *Forst* und *Strauch* in den Ortsnamen nicht.

Strut, Strot.

„Die *Strut*“ gehörte zu den ältesten Bezeichnungen für Wald, und zwar für den wilden ungespalteten Wald, während das Wort *Wald* in ältester Zeit mehr unserem heutigen *Forst* entsprach. An Ortsnamen mit *Strut* kommen in Nassau vor: *Strüth* bei St. Goarshausen, *Eichenstruth* bei Marienberg, *Struthausen* (Wüstung bei Driedorf), *Struthmühl* bei Girod und *Struthmühl* bei Molsberg; die beiden letzten sind Mühlen.

Hart, Hard, Hardt, Har.

Die *Hart*, früher „der *Hart*“, ist ebenso wie *Strut* eine recht alte Bezeichnung für Wald und bedeutet Bergwald, Waldhöhe oder Waldbahngang. Als Berg-, Feld- und Waldname findet sich das Wort recht häufig auf dem Westerwald; bei den Siedelungen ist es dagegen ziemlich selten, was sich daraus erklärt, daß man die Dörfer und Gehöfte weniger auf Bergen als in den Tälern und an ebenen Stellen errichtete. Als Ortsname kommt es in Nassau vor in *Hardt* bei Marienberg, *Breithardt* bei Wehen, *Diehardt* bei Nastätten, *Henhardt* (Wüstung bei Pfleschenbach), *Ramshard* (ein ausgegangener Hof im Kirchspiel Weilmünster) und *Harbach* (Wüstung bei Bernbach).

Hede, Hed', Heg'.

Die *Hede* bedeutete ursprünglich nur das Unterholz des Waldes, dann aber auch jede Art von Gebüsch, besonders dorniges Gesträuch. Da der Wald in der Vorzeit fast stets die Gebietsgrenze bildete, so wurde das Wort *Hede* späterhin im Sinne von Einfriedigung, Umzäunung gebraucht, daneben aber auch für Wald. Auf dem Westerwald heißt der Wald im Dialekt fast immer „die *Hede*“. Bei nassauischen Ortsnamen fand das Wort Anwendung in *Dörsthed* (Hofgut bei Oberlahnstein), *Dörsthed* (Hofgut bei Schweighausen), *Langhede* bei Numenau und *Hedholzhausen* bei Weilburg. Außerdem gibt es in Nassau drei *Hedenmühlen*.

Loh, Loch.

Auch das *Loh*, früher „der *Loh*“, ist ein sehr altes Wort, welches Wald, Holz, Gebüsch bedeutet. In Nassau, wo es in der Volkssprache oft *Loch* heißt, kommt es als Flurname sehr häufig vor. *Rehrein* und *Arnold* setzen es in Beziehung zu dem lat. *lucus* = *Hain*, und *Arnold* glaubt aus der vielfach isolierten Lage der Waldborte, die den Namen erhalten haben, schließen zu dürfen, daß es sich bei diesen um religiöse Kultstätten gehandelt habe und erst in der christlichen Zeit dem Wort die allgemeine Bedeutung von Wald beigelegt worden sei. Bei den wenigen Ortsnamen mit *Loh*, *Loch* in Nassau läßt sich nicht immer feststellen, ob hierbei der Wald oder *Loch*, *Lach*, *Lache* als Bodenvertiefung in Betracht kommt. Es sind dies folgende: *Breitenloch* oder *-loch* (Wüstung bei Sossenheim), *Grenzloch* (Wüstung bei Limburg), *Hesloch* bei Wiesbaden, *Lochheim* bei Wallmerod und *Lochum* bei Hachenburg.

Holz.

Holz hat einmal die Bedeutung von Wald, dann aber auch die des Materials, wie bei Bauholz und Werkholz. In den nassauischen Ortsnamen kommt es häufiger vor, und es ist zweifelhaft,

in welchem Sinne es jedesmal gebraucht wurde. In den meisten Fällen wird es sich ja um Walddörfer gehandelt haben, denn Holzbauten waren in der Vorzeit die Regel, und man brauchte deshalb Siedelungen dieser Art nicht als solche besonders kenntlich zu machen. Die Ortsnamen in Nassau in der Zusammenfügung mit *Holz* sind *Buchholz*, *Hofgut* bei Oberlahnstein, *Plizholz* (Wüstung bei Geisenheim), *Sainerholz* nördlich von Montabaur, *Wehrholz* (Wüstung bei Obersbach unweit Weilburg), *Hölsenhäuser* bei Langenhahn, *Holzheim* bei Diez, *Holzappel*, erst seit 1643 so genannt, hieß früher *Esten*, *Holzmandelbach* (Wüstung bei Manderbach im Dillkreis), *Holzmannen* (Wüstung bei Oberrod), *Holzhausen* über *Nar*, *Holzhausen* auf der *Heide*, *Hailzhausen* (Wüstung im Kirchspiel Kropbach), *Dornholzhausen* bei Oberlahnstein, *Kaltenholzhausen* bei Diez, *Hedholzhausen* bei Weilburg, *Lindenholzhausen* bei Limburg und *Ober- und Niederholzhausen* (Wüstungen bei Tranzberg).

Wald.

Wald bezeichnet ursprünglich die mit hochstämmigem Holz bestandene Waldfläche, dann aber besonders im Unterschied von *Strut* den begrenzten Forst, die *Bann-* und *Hegewälder*. Auch größere Waldgebiete und Waldgebirge wurden so genannt, z. B. *Hobichts-*, *Kaufunger-*, *Thüringer-*, *Schwarz-* und *Odenwald*, in Nassau der *Westerwald*, der ehemals auch ein Waldgebirge war. Auch in Ortsnamen fand das Wort in Nassau verschiedentlich Anwendung: *Hinterwald* bei Braubach, *Steinwald* (Wüstung bei Frohnhausen im Dillkreis), *Waldaubach* im Dillkreis, *Waldeck*, eine Burgrüne bei Lorchhausen, *Walderbach* bei Hadamar, *Waldfeld*, Hofgut bei Nauort, *Waldhausen* bei Weilburg, *Waldröstel* bei Idstein, *Waldmannshausen* bei Hadamar und *Waldmühle* n, früher um 1100 *Hommenhagen*, bei Rennerod. Außerdem gibt es in Nassau noch 4 Mühlen, die den Namen *Waldmühle* führen, und eine *Waldschmiede*; auch *Audenschmiede*, das früher *Waldschmitten* hieß, gehört hierhin.*

(Fortsetzung folgt.)

Nassauische Originale.

XXXI.

Der Kippel-Peter.

Von Fritz Müllers.

Nun im stillen Friedhof am Waldrand im weltfernen Dörflein endlich sein quetschilbrig Leben sich zum geduldigsten Ruhen bequemt, darf wohl auch an dieser Stelle von ihm erzählt werden. Er selbst allerdings würde wohl aufgeregt fuchtelnd erklären: „Das war als nit nierig (nötig), dos brauchte se als nit ze mache!“

Ich sehe sie noch deutlich vor mir, die gedrungene, verwiterte Gestalt, wie sie mit den krummen Untertanen daherkam, daß man meinte, sie müßte jeden Augenblick zusammenbrechen und lief doch damit unermüdet, wenn es sein mußte, ihre 24 Stunden des Tages. Und dann brachte er es fast noch fertig, sich zu entschuldigen, daß seine unerschöpfliche Dienstbefähigkeit dem Tag nicht noch eine Stunde hinzufügen konnte. Da stand er; meist in Dred so gut konserviert, daß es lehrreich gewesen wäre, einmal festzustellen, auf welches Alter wohl Teile desselben zurückblickten. Aber die rotgeränderten Augen im alten, verwiterten Gesicht schauten so dienstbefähigt und treuherzig drein, daß man das Äußere darüber bald gar nicht mehr sah.

So war ja sein ganzes Leben ein Dienen, ein Arbeiten, das überall zugriff, wo man seiner begehrte, das viel gebraucht und mißbraucht wurde. Wenn es etwas recht Schweres, fast Unmögliches auszutragen galt, was man so leicht niemand hätte zumuten dürfen, dann mußte eben der Kippel-Peter heranziehen und besorgte sicher das schier Unmögliche. Da brauchte im gut vier Wegstunden entfernten Städtchen die „Herr Oberfächterschen“ — so rebete Kippel-Peter konsequent die maßgebenden weiblichen Instanzen der „Honoratorien“, mit denen er's besonders gern hielt, nach den Titeln ihrer Männer an; außerdem waren das hauptsächlich noch die „Herr Schullehrerschen“ und die „Herr Fächterschen“ — also die „Herr Oberfächterschen“ brauchte vielleicht in einer ganz unpassenden Zeit so und soviel Eier oder dergleichen. Was jedem andern auch in seliger Friedenszeit schwer gefallen wäre, für Kippel-Peter existierte gar kein Hinder-

* Auf die Waldschmieden der Vorzeit soll bei der Betrachtung der mittelalterlichen Waldindustrie näher eingegangen werden. Der Verf.

nis, mit verblüffender Promptheit und Schnelligkeit war das Gewünschte besorgt.

Unter den vielen Geschichten über seine unermüdete Dienstfertigkeit war die eine oft zu hören, wie er einst für einen wohlhabenden Bauern, der ganz gut dazu hätte sein Fuhrwerk ausschicken können, drei sehr lebendige Schweinchen auf dem Rücken über fünf Stunden weit nach Hause schleppte. Das Stücklein hätte ihm so leicht keiner nachgemacht. Oder, wie er einst, als im Bergdörfchen die Dickwurzpflanzen schlecht geraten waren und man keinen Rat wußte, wo das nötige Kraut herzunehmen, ganz stillschweigend wegzog in die weit entfernt liegende fruchtbare Niederung und plötzlich herankuchte mit einer Zentnerlast der nützlichen Pflanzen, daß es kaum glaubhaft schien, ein einzelner Mann könne das geleistet haben. Und wenn sich die erfreuten Abnehmer nun darob verwunderten und ihn bewunderten, ihn vorsichtig bauernschlau auch ein wenig hänselten, was er so leicht nicht merkte, wie war er dann doch so dankbar für jedes gute Wort in seinem freudarmen, einsamen Leben.

Nicht immer war's so einsam um ihn her gewesen. Doch war ihm sein Weib nach schwerem Leiden, unter dem er fast ebenso schwer mit zu leiden hatte, früh gestorben. Die Kinder hatten früh ihren eignen Weg gefunden; das jegige Geschlecht kannte nur den alten Kippel-Peter, der in seinem Stübchen einspännig hauste. In dem Stübchen sah es, was Ordnung und Sauberkeit betraf, stets sehr böß aus, keine Frauenhand erhielt je Gelegenheit, da talkräftig einzugreifen. Hier brozettelte er sich auch im geräumigen Holzofen sein kümmerliches halbgares Essen, denn zum Garwerden ließ ihm der unruhige quecksilbrige Mann ja fast niemals Zeit.

Das wurde besonders in seinem Hauptberuf, der auch seine engen Beziehungen zu den Leuten von der grünen Couleur erklärt, beobachtet. Kippel-Peter war nämlich „Holzackebant“ (Holzaffordant, d. h. Holzhauermeister, der die ganzen Waldarbeiten affordierte). Keiner konnte diesen Beruf ernster und höher auffassen als unser alter Freund. Und wie war er von seiner Würde durchdrungen und wollte in ihr von seinen Getreuen — den Waldarbeitern — „estimiert“ sein, was ihm diese leider so gar nicht wechselten, wie sie sich auch nie seine hohe Pflichtauffassung zu eigen machen lernten. Für den alten Mann gab's z. B. gar keine Arbeitshinderungsgründe. Der scheußlichste Wintertag, an dem die Jugend gar nicht daran dachte, zur Arbeit zu gehen, hielt ihn nicht zu Haus, und oft gab's laute Auftritte, wenn seine Leute bei gar zu schlechtem Wetter die Arbeit aussetzen wollten und er den meist verunglückten Versuch machte, energisch dagegen aufzutreten. Noch nicht zum Essen nahm er sich Zeit. Wenn sie alle am Feuer ihr Essen sorglich aufwärmten, er stellte sicher als letzter seinen „Effelesel“ dazu, und wenn's dann zum Essen ging und seine Leute ihn aufmerksam machten: „Peter, das Esse is ja noch halb gefror'n“, dann war stets seine gleichbleibende Antwort: „Naa, naa, es is als grad maurecht.“ Und so schlang er denn das maurechte Essen eiskalt hinunter. Aber es tat eben der alten äßen Haut alles nichts, wie immer wieder kopfschüttelnd festgestellt wurde.

Im Sommer, wenn die Waldarbeiten ruhten, war er dann als Maurer und Weißbinder im weiten Umkreis, wo man nur nach ihm verlangte, hilfsbereit an der Arbeit. Er hatte dabei eine ganz eigene originelle Art zu arbeiten. Das ging alles ganz hastig energisch vor sich. Sehr fein und genau war die Arbeit nicht, sondern meist sehr „über'n rauhen Wurf“, wie der Volksmund zu sagen pflegt. Böswillige Verleumdung war's allerdings, daß er in einem Dorf noch zwei Stunden vom Rhein entfernt so energisch seinen „Spritzwurf“ beim Tünchen eines Hauses aufgeschleudert haben sollte, daß von den Spritzern das Verdeck eines Rheindampfers total versaut wurde.

War das eine Feiertunde für den alten Helden der Arbeit, als eines Tages hoch zu Kos der „Herr Oberferichter“ im Wald vortrat und inmitten der Arbeiter mit ehrenden, anerkennenden Worten ihm das „Allgemeine Ehrenzeichen“ anheftete. Wie trug er nun stolz seinen „Orden“ bei allen passenden und auch unpassenden Gelegenheiten.

Und trotzdem, nach oben war er, wenn's galt, ein ganz Aufrechter. Der Herr Landrat konnte sogar davon erzählen. In einer Rentensache wegen seiner steifen Beine wollte man ihm dauernd Scherereien durch Kürzung der Bezüge machen. Kippel-Peter machte eines Tages kurzen Prozeß, marschierte zum Herrn Landrat und hielt ihm das Corpus delicti — das recht schlecht duftende, recht ungewaschene Bein nämlich — unter die Nase. Aus seiner Erzählung, welchen Erfolg er damit tatsächlich hatte, wurde man nicht recht klug, jedenfalls hatte er seinen Männerstolz vor Königsthronen bewiesen.

Nun kam der Krieg. Darin kam der nun steinalt gewordene, in all seiner Ruhelosigkeit doch an Stille und Frieden gewöhnte Mann nicht mehr zurecht. Er suchte den tiefsten, bleibenden Frieden jedes Menschenlebens im stillen Grab unterm Tannenausschlag, als langsam des Weltfriedens erste Morgenröte aufstieg.

Aber noch heute, wenn es im entlegenen Land schwierige Kommissionen, ein selbstverleugnend Werk der Uneigennützigkeit, etwas besonders schnell und gewissenhaft auszuführen gilt, ist's noch oft zu hören: „Ja, wenn d' alt Kippel-Peter noch lewe tät.“

Schlaf in Ruß', du sonderlicher Mensch, der du das Wort: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ nicht gekannt, aber in deiner knorrigen, eigengearteten Weise gelebt hast; deine Eigenart ist schon vormals selten gewesen und ich fürchte — zur Jetztzeit gänzlich unvererbt geblieben.

Waldfriede.

Durch Eichentronen zieht ein herber Duft.
Ein Streifen Sonne liegt auf moos'gem Wege.
Zwei Falter schaukeln in der Waldesluft.
Geheime Ruhe schlummert im Gehege.

In naher Hede glüht der Himbeern Rot.
Im Tannendunkel einsam steht die Birke.
Am Abhang eine Ginsterdolde loht.
Ein leiser Glodenton naht vom Gebirge.

In seinem hellen Schwingen liegt Gebet.
Der Wald hat seine Schatten ausgebreitet.
Ein linder Atem, frei von Sehnsucht, weht.
Und über Wipfeln sanft der Friede schreitet.

Lony Mann.

Umschau.

* **Die Bismarrratte in Sachsen.** Wenige Jahre vor dem Kriege wurde die Bismarrratte aus Amerika nach Böhmen eingeschleppt. Sie hat sich rasch verbreitet und ist auch nach fast allen Seiten auf deutsches Gebiet übergetreten. Nur das Riesengebirge scheint dem Tier bisher unüberwindlich gewesen zu sein. Da die Bismarrratte den Wasserläufen folgt, ist diese Verbreitung nicht schwer erklärlich. Namentlich der Übergang nach Sachsen war infolgedessen verhältnismäßig leicht. Auch nach Bayern ist der gefährliche Rager bald gekommen. Die „Deutsche Landwirtschaftliche Presse“ bedauert die Verbreitung dieses höchst gefährlichen Fischfeindes, der bisher unauffällig vordrang, umso mehr, als sie nur auf grobe Unvorsichtigkeit zurückzuführen ist. Ein Paar der Bismarrratte wurde aus irgendeiner zoologischen Liebhaberei nach einem böhmischen Gute gebracht; da die Bewachung nicht genügte, brachen die Tiere aus und vermehrten sich in der Freiheit bald zu vielen tausenden von Nachkommen, deren Ausrottung nun vielleicht nie mehr ganz gelingen wird. Da ein Weibchen oft sieben und noch mehr Junge zur Welt bringt, kann man sich von der Vermehrung dieser Tiere unschwer eine Vorstellung machen. Um eine energische Bekämpfung des Tieres einzuleiten, will das geologische Institut der Forstakademie in Tharandt eigene Lehrgänge zur Aufklärung weiter Kreise veranstalten; diese Kurse sollen unentgeltlich sein. Die Bismarrratte schädigt außer der Fischerei auch die Land- und Forstwirtschaft und kann auch an Erd- und Wasserbauten beträchtliche Zerstörungen anrichten, zumal sie immer in größeren Verbänden aufzutreten pflegt. Die Ratten bauen sich im Wasser eine Schilfburg und graben von dieser aus Gänge in das umgebende Erdreich. Die ersten Spuren finden sich an den Dämmen der Gewässer durch den Auswurf heller Erde oder Sand, auch an Schädigungen des Steinbelages zeigt sich das verderbende Wirken der Rager. Die Tiere verbreiten sich aber auch auf die umgebenden Wiesen, wo sie sich etwa 20 cm breite Pfade durch den Graswuchs beißen oder auch dicht unter der Oberfläche unterirdische Gänge von ungefähr gleichem Ausmaß schaffen. In diese Gänge sinkt das Weidevieh mit den Hufen ein. Angefressene Fische und andere angebißene Wassertiere liegen weit und breit umher und geben Zeugnis ab für die Gefährlichkeit der Bismarrratte. Man verfolgt dieses gefährliche Tier bis jetzt nur mit der Schußwaffe, doch werden wohl auch bald andere Bekämpfungsarten in den Dienst der Verminderung dieser Fisch- und Kulturenfeinde gestellt werden.